

Die un/sichtbaren Grenzen des Liberalismus ...

DOMINIQUE RUDIN

Die un/sichtbaren Grenzen des Liberalismus als gestische Geschichte: Zur bildkritischen Historiographie Francesca Falks

An den Grenzen der Geschichte

Die im Herbst 2011 erschienene Dissertation von Francesca Falk, *Eine gestische Geschichte der Grenze – Wie der Liberalismus an der Grenze an seine Grenzen kommt*, entstand zu guten Teilen im Rahmen eines Graduiertenkollegs des Nationalen Forschungsschwerpunktes für Bildkritik. [1] Da die Autorin von Haus aus Historikerin ist und der *Rheinsprung 11* Einblicke vermitteln soll in das Forschen und Schreiben an der Stätte seines Erscheinens, ist diese Arbeit für eine Besprechung an dieser Stelle prädestiniert.

Falk untersucht die ikonische Konstituierung und Funktion territorialer Grenzen im liberalen politischen Denken und Handeln, wozu sie paradigmatisch eine bildkritische Begrifflichkeit und Perspektive in Anschlag bringt. Das Vermögen von Bildern, Sachverhalte so vor Augen zu führen, dass «das Evidente als das Notwendige» erscheint, möchte die Autorin hinsichtlich seiner historischen Kontingenzen überprüfen, bildkritisch die Evidenz von Grenzen problematisieren. Wobei Kontingenz und Evidenz nicht strikte Gegensatzpaare seien, vielmehr funktionierten sie verschränkt. Deshalb suche sie jene Orte auf, «wo trotz vermeintlich generierter Grenzevidenz [...] die Grenzkontingenz sichtbar wird. Anhand konkreter historischer Konstellationen untersuche ich also einerseits, wie verschiedenen Arten von Grenzen [...] unter anderem über ein visuelles Programm evident gemacht werden, wie sich andererseits aber auch eine Tendenz zur Grenztransparenz etabliert, auch im Sinne einer Unsichtbarmachung der Grenze.» [2]

Dass dieses Vorhaben ein persönliches Anliegen der Autorin ist, wird auf den ersten Seiten deutlich. Denn sie verfasste ihre Studie nicht nur als Wissenschaftlerin, sondern auch als politisch engagierte Person, die die Funktion von Grenzen als Legitimationsinstanz von sozialer Zugehörigkeit und politischen Entscheidungen im liberalen Denken westlicher Staaten problematisieren möchte. [3]

In diesem Programm lässt sich unschwer ein aufklärerischer Gestus erkennen und ist insofern bemerkenswert, als dass sich die Autorin genauso wenig auf Grenzziehungen zwischen Wissenschaft und Politik einlässt, wie auf universitäre Fächergrenzen. Während sich der Text entlang des Kulturphänomens der Grenze seit der frühen Neuzeit bewegt, gerät er selber in Zonen kontingenter Zugehörigkeit, nomadisiert zwischen historischer Darstellung, politikwissenschaftlicher Studie, bildkritischem Unternehmen und persönlicher Reflexion.

Eine gestische Geschichte der Grenze

Auch historisch folgt die Darstellung nicht ausgetretenen Pfaden. Sie gelangt von der konstitutiven Funktion der Leere in John Lockes Liberalismus zu Landschafts- und Gerichtsphotografien von John Watkins in den USA des 19. Jahrhunderts, von Thomas Hobbes *horror vacui* und den Pestärzten des 16. Jahrhunderts zu Pressebildern von Bootsflüchtlingen, von der Geschichte des Lagers als koloniale Institution zu aktuellen Techniken der Illegalisierung, Identifizierung und (In-) Visibilisierung von Migrantinnen und Migranten. Ich bleibe kursorisch und beispielhaft in der inhaltlichen Skizze:

Bei Hobbes *Leviathan* entwickelt sie, ausgehend von zwei je drei Millimeter grossen Figuren auf dem Frontispiz von 1651 – die in der Forschung bislang kaum beachtet worden sind – ihre Darstellung der Zusammenhänge zwischen frühneuzeitlichen Seuchen, Sanität und Souveränität. [4]

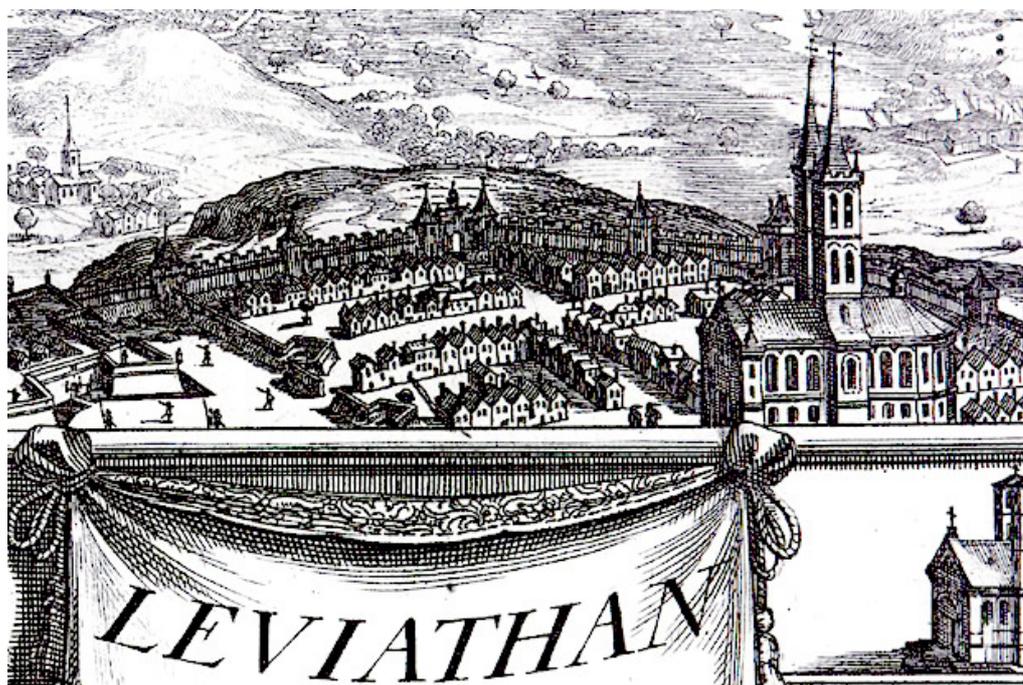


Abb: 1 >

Die beiden dort dargestellten Pestärzte (erkennbar an ihren markanten Schnabelmasken, vgl. Abb. 1) sind ikonische Akteure frühneuzeitlicher Gesundheitspolitiken, zu denen auch die Separierung der Kranken von den Gesunden oder das Ergreifen grenzsanitärer Massnahmen gehörten, wie Quarantäne für Reisende sowie Transport- und Reiseverbote. So gelingt es der Autorin, durch die exakte Bildbetrachtung einer schon vielfach analysierten politischen Ikone, die Verknüpfung eines Gründungstextes moderner Staatssouveränität mit der Konstituierung von Grenzregimen und der frühneuzeitlichen Formierung dessen, was heute Biopolitik(en) genannt wird. Die damit etablierte Relation von Staat, Sanität und Bewegungskontrolle kommt anschliessend mit Blick auf Bootsflüchtlinge im Mittelmeerraum als aktuelle Problematik wieder ins Spiel. [5]

Während Hobbes und der *Leviathan* vertraute Gäste im Themengebäude ‚Politik und Bilder‘ sind, sucht man darin meist vergebens nach John Locke, der als *pater familias* des Liberalismus gilt. [6] Falk stellt ihn ganz an den Anfang ihrer Darstellung. [7] Dort zeigt sie eindrücklich, welcher Erkenntnisgewinn darin liegen kann, vermeintlich Altbekanntes anhand neuer Paradigmen zu betrachten. Wenn Bilder als visuelle ‚Verdichtungen‘ verstanden werden können, liegt der bildkritische Gedanke nicht fern, nach der Funktion von Leere für Bilder zu fragen. Falk stellt an das Locke’sche politische Denken, wie es in den *Two treaties* dargelegt ist, genau diese Frage. So kommt sie zu einer erhellenden Darstellung der «konstitutive[n] Funktion der Leere in Lockes Liberalismus». [8] Eine imaginierte räumliche Leere, projiziert insbesondere auf das frühkoloniale ‚Amerika‘, war dessen Gründungsfiktion, um privates (Boden-)Eigentum und freiheitliche Gemeinschaftsordnung zusammen denkbar zu machen. Das Ideologem des leeren Raumes war die notwendige Bedingung, um die Idee der freiwilligen Zustimmung in einen liberalen Gesellschaftsvertrag propagieren zu können. Denn diese Freiwilligkeit erfordert eine „Exit-Option“, wie Falk sie nennt: die Option, nicht zuzustimmen und auf einem anderen Territorium eine alternative Vergesellschaftungsform realisieren zu können. [9]

Wie ambivalent die Vorstellung eines leeren und grenzenlosen (kolonialen) Raumes war, zeigt die Autorin unter anderem anhand des US-Fotografen Carleton Watkins im 19. Jahrhundert. [10] Seine Fotografien des Yosemite-Nationalparks waren Teil des Bildwissens einer menschenleeren «Augenweide» Amerika. [11] Die Autorin zeigt, dass Bilder Watkins’ auch zu den ersten gehörten, die in den USA juristische Verwendung fanden und zwar – ausgerechnet – in einer kalifornischen Grenz- und Landrechtsstreitigkeit [Abb. 2].



Abb: 2 >

Die Vorstellung von Leere stieß spätestens mit der nationalen Territorialisierung an ihre Grenzen und die Grenzenlosigkeit inszenierende Landschaftsfotografien konnten in Akteure von Grenzevidenz umschlagen.

Die bei Locke angelegte enge Verschränkung von staatlicher Territorialität, Verfassungsliberalismus und notwendiger ‚Exit-Option‘ stellt Falk in eine Reihe weiterer Konstellationen. Ihre Darstellung bricht dabei mit der historischen Chronologie, um dafür die Widersprüchlichkeiten der Locke’schen Konzeption einer <freiwilligen> Teilnahme souveräner Individuen an liberalen Gesellschaften umso klarer konturieren zu können. Habe die traditionelle politische Philosophie primär die Legitimierung des Staates gegenüber seinen Bürgern im Blick gehabt, [12] verfolgt die Autorin dahingegen eine postkoloniale Perspektive und macht geltend, dass sich die Legitimitätsfrage von Ein- und Ausschlüssen gerade im liberalen Gemeinwesen auch hinsichtlich all jener stellt, die nicht Teil des Souveräns sind, dessen Agieren sie aber unterworfen sind – ohne Locke’sche Exit-Option.

Schwierigkeiten eines Versuches

Das gewählte Verfahren des Herstellens von Konstellation bezeichnet Francesca Falk als «gestische Geschichtsschreibung». [13] Paradigmatisch führt sie Walter Benjamins Diktum an über das Bild, welches dasjenige sei, «worin das Gewesene mit dem Jetzt blitzhaft zu einer Konstellation zusammentritt». [14] Die Autorin beschreibt ihre Geschichtsschreibung als Erzeugung von Bildern, die «durch ein gestisches, öffnendes Schreiben» erreicht werde, «changierend zwischen Dichte und Leere, Präsenz und Absenz». [15] Die darin angelegten Momente von Kompilation und Konstellation sind strategisch: Grenzen sind es, die die gestische Geschichte aufzeigen soll ohne sie festzuschreiben.

Der Text ist folglich nicht hermetisch verfasst, bietet keine lineare Erzählung der Techniken und Phänomene, welche Grenzen seit der Frühen Neuzeit konstituieren. Das Unterfangen ist komplex, denn die Sichtbarkeitsregime und Evidenzwirkungen von Territorialgrenzen sind keiner konsistenten Logik unterworfen. So spricht Falk angesichts einer aktuellen «Flexibilisierung, Virtualisierung und Entgrenzung der Grenze» von einer «Entbildlichung» und damit einer «Tendenz zur Grenztransparenz», gleichzeitig aber sei eine «Rückkehr zu militarisierten Mauern und bewachten Grenzbesfestigung» festzustellen. [16] Einerseits lösten sich Grenzkontrollen von Grenzlinien, weiteten sich flächendeckend aus (strategisch im Schengenraum, topografisch bedingt auf dem Mittelmeer), andererseits werden massive Sicherungsbauwerke errichtet (wie der US-Grenzzaun zu Mexiko).

Gerade letzteres Beispiel zeigt, wie auch die Überwachung solcher Grenzen mittels öffentlich einsehbarer Webcams verteilt werden kann und zwar in einem weitgehend entterritorialisierten, virtuellen Raum. An dieser Textstelle wird besonders deutlich, dass die Definitionen von Sichtbarkeit, Unsichtbarkeit, Opazität, Transparenz und Bildlichkeit untereinander und in ihren jeweiligen Verhältnissen zur Kategorie <Evidenz> nicht immer ganz klar sind.

Wie hängen Bilder und Grenzevidenz genau zusammen? Wie Grenz-Sichtbarkeit, Grenz-Transparenz und Grenz-Evidenz? Ist Transparenz primär als Unsichtbarkeit zu verstehen, wie die zitierte Stelle zu insinuieren scheint? Wohl nicht, wenn Grenzregime sich dadurch auszeichnen, dass sie «gewisse Aspekte sichtbar, andere aber unsichtbar machen», und dass sich dieses Verhältnis wieder verändert kann. [17] Auf welchen Ebenen agiert <Transparenz>, auf welchen Unsichtbarkeit? Klar ist, dass die Bedingungen für Grenzevidenz ohne Berücksichtigung konkreter Handlungsweisen (mit, wegen oder trotz einer Grenze), nicht bestimmt werden können.

Aufgrund dieser Variabilität führt die gestische Geschichtsschreibung – sei es, weil die Ausführungen zu knapp oder die Begrifflichkeit zu unklar sind – immer wieder zur Schwierigkeit, dass sie historische Situationen isoliert beschreibt, den Ab- und Vergleich mit anderen Gegebenheiten jedoch oftmals der Leserschaft überlässt. Wenn sich nicht gleichsam eine gestische Leseweise einstellt, stehen spezifische Vorgänge wie «Entbildlichung» als «Tendenz zur Grenztransparenz» scheinbar losgelöst von anderen Vorgängen, in denen beispielsweise eine intensive Bildproduktion ebenfalls mit dem «ambivalenten» Stichwort «Transparenz» zusammenfallen, wie an der US-Südgrenze.

Teilweise stellt sich der Eindruck von verallgemeinernden Aussagen ein, die aber sehr spezifische Situationen betreffen. Insofern wäre eine schärfere, vielleicht ausführlichere Unterscheidung der Begriffs- (und Handlungs-!) Ebenen der Sache dienlich gewesen. Zwar scheint mir in der Arbeit die Differenzierung angelegt, den Komplex «Evidenz – Transparenz – Opazität» den sozialen Geltungsbereichen medialer Reproduktionsmuster zuzuordnen, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit hingegen als Referenzen auf die visuelle Ordnung *in situ* zu verstehen. Narrativ aber wurde diese Unterscheidung nicht konsequent realisiert. So fällt die Evidenz ermöglichende Transparenz unversehens mit Unsichtbarkeit zusammen, obschon (Grenz-)Evidenz einleitend als Herstellungsprozess definiert wird, bei dem sich «ein Gefühl des Überzeugtseins und der Gewissheit» einstelle, in dessen Folge «das Evidente als das Notwendige» erscheine, [18] was – wie Falk selber unterstreicht – nicht strukturell mit visueller Sicht- bzw. Unsichtbarkeit verbunden ist.

Geste und Respekt

Diese Exploration der Grenze(n) jedoch einzig an gelegentlichen Unschärfen zu messen, würde ihr weder formal noch inhaltlich gerecht. Falk unternahm mittels des erst wenig erprobten, bildkritischen Rüstzeugs das Wagnis, Wege der Darstellung zu begehen, die, disziplinar betrachtet, alles andere denn evident sind. Ihre gestische Geschichte ist keine ausschliesslich methodisch interessierten Bildkritik, sondern genauso sehr eine politische.

Gestik gilt, in Form der sublimierten «Geste», auch als Zeichen der Besonnenheit und Wertschätzung. So verstehe ich die Gesamtkonzeption von Falks Arbeit vor allem auch als Geste des Respektes jenen gegenüber, die ihre Objekte hätten werden können; Menschen, die systemisch infame Subjekte sind, qua Dasein strengsten Gesetzen und Zwangsmassnahmen unterworfen, Gegenstand symbolischer und praktischer Grenzziehungen.

Die offene Form einer gestischen Geschichte versucht, sie nicht nochmals festzuschreiben und keinem Panoptismus zu unterwerfen. [19]
In der Konstellation zwischen Liberalismus, Grenzregime und Bevölkerungsbewegungen werden am Schluss von Falks Arbeit aktuelle Wissensfiguren des Fremden – wie Sans-Papiers und Bootsflüchtlinge – als relationale Entitäten historischer Handlungs- und Identifikationslogiken erkennbar, sobald sie an den Grenzen europäischer Denkräume und Staatsterritorien auftauchen. Es sind die, die es nicht geben soll, die irritieren und Fragen aufwerfen. Diese Unvernehmlichen werden zu Umschlagpunkten, an denen die vermeintlich natürlichen Grenzen westlicher Gesellschaftsverfassungen als fragile Kontingenzen aufblitzen, Bilder einer anderen Zeit. [20]

Fussnoten

Seite 159 / [1]

Francesca Falk, Eine gestische Geschichte der Grenze. Wie der Liberalismus an der Grenze an seine Grenzen kommt, München 2011. Francesca Falk war 2006-2008 im eikones-Graduiertenkolleg «Bild und Wissen» und arbeitet seit 2009 an der Zürcher Hochschule für Künste an einer visuellen Kulturgeschichte der Demonstration.

Seite 159 / [2]

Ebd., S. 14.

Seite 159 / [3]

Vgl. die Ausführungen zu ihren Erfahrungen mit kontingenten Einbürgerungsentscheiden in ihrer Heimatgemeinde, ebd., S. 9.

Seite 160 / [4]

Vgl. ebd., S. 73.

Seite 161 / [5]

Vgl. ebd., S. 91–104.

Seite 161 / [6]

Bezeichnend ist etwa, dass auch das jüngst erschienene Handbuch der politischen Ikonographie gänzlich ohne Nennung Lockes auskommt, vgl. Uwe Fleckner, Martin Warnke, Hendrik Ziegler (Hg.), Handbuch der politischen Ikonographie, München 2011.

Seite 161 / [7]

Vgl. Falk, Geschichte der Grenze (Anm. 1), S. 21–33.

Seite 161 / [8]

Ebd., S. 22.

Seite 161 / [9]

Vgl. ebd., S. 29.

Seite 161 / [10]

Vgl. ebd., S. 34–46.

Ebd., S. 43f.

Vgl. ebd., S. 15.

Ebd., S. 149.

Walter Benjamin, Das Passagen-Werk, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1983, S. 576–577.

Falk, Geschichte der Grenze (Anm. 1), S. 149.

Ebd., S. 128f. Zur Variabilität von Evidenzherstellung auch ihre Einleitung, S. 12–14.

Ebd., S. 45.

Ebd., S. 17.

Vgl. das entsprechende Kapitel bei Michel Foucault, Überwachen und Strafen, Frankfurt a. M. 2002, S. 251–292.

Der Begriff des ‹Unvernehmlichen› ist angelehnt an: Jacques Rancière, Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt a. M. 2008.

Abbildungen

Seite 160 / Abb. 1

Detail aus: Abraham Bosse, Frontispiz von Thomas Hobbes «Leviathan», 1651, Kupferstich, British Library.

Seite 162 / Abb. 2

Carleton Watkins, «Rancho San Antonio», Watkin's court deposition in Land Case 100 ND, United States v. D. and V. Peralta, 1861, California Land Case Collection, 19xx.096:08-fff ALB digital scan, Courtesy of The Bancroft Library University of California, Berkeley.